

Dickie Yangzom Shitsetsang

1946 bei Shigatse (Ü-Tsang)

geboren, 1956 nach Indien

geflüchtet, seit 1964

in Littenheid (Thurgau);

verheiratet, drei Kinder

Mein Herz gehört

heute noch Tibet

Dickies Mann Tempal wird uns während des Interviews einen Zettel zustecken. Darauf steht: «1. Frau im Vorstand des Vereins Tibeter Jugend in Europa», «1. Frau im Vorstand der Tibeter Gemeinschaft in der Schweiz & Liechtenstein», «1. Tibeterin mit Autoprüfung in der Schweiz» und «1. tibetische Abteilungsleiterin in einer psychiatrischen Klinik». Tempal ist stolz auf seine Frau. Sie ist erfolgreich und in vielen Bereichen eine Pionierin, aber zu bescheiden, um selbst darauf aufmerksam zu machen. Sie wird keinen dieser Punkte von sich aus ansprechen.

Die Fahrt zu Dickie Yangzom Shitsetsang führt durch ein Tal mit sanft geschwungenen Hügeln und einem versteckten Weiher. Mäusebussarde segeln im Wind. Nach einer letzten Kurve taucht eine Ansammlung von Häusern auf, mit Post, Café und Bibliothek. Die Häuser bilden ein Dorf, das keines ist: Littenheid ist eine – private – psychiatrische Klinik. Dickie Shitsetsang arbeitet hier, als Ergotherapeutin; hier wohnt sie auch, in einer Personalwohnung zusammen mit ihrem Mann Tempal und einem tibetischen Hund, der singen kann. Und hier ist sie auch aufgewachsen, als Pflegekind der Eigentümer der Klinik. «Ich hatte eine unbeschwerte Jugend», sagt sie. Davon zeugt das Familienbild in der Wohnwand. Es zeigt im Vordergrund die Pflegeeltern, links dahinter den Sohn Hans mit Frau Marianne und Tochter, rechts Dickie mit ihren Angehörigen – eine tibetisch-schweizerische Grossfamilie.

Wenn ich heute auf meine Kindheit in Tibet zurückschaue, so empfinde ich sie wie einen kostbaren Schatz. Ich wusste damals ja noch nicht, wie wertvoll diese Zeit ist; denn wie sollte ich ahnen, was die Zukunft bringen würde. Und natürlich gehört mein Herz auch heute noch Tibet, aber unter den aktuellen Umständen kann ich mir nicht vorstellen, dort zu leben. Wie sollen Menschen glücklich sein, wenn sie weder ihre Meinung frei äussern noch ihre Überzeugungen leben können? Ich sehne mich nach der vergangenen Zeit in Tibet, aber nicht nach der Gegenwart. Deshalb habe ich auch kein Heimweh. Heimat gibt es nur zusammen mit Freiheit.

Ich wurde in eine wohlhabende Familie in *Shigatse* geboren. Unser Haus war gross, es verfügte über Terrasse, Altarraum und Gästezimmer, wir hatten mehrere Dienstboten, und ich

hatte sogar ein Kindermädchen für mich allein. Nach dem frühen Tod meines Vaters erzogen mich meine Mutter und mein ältester Bruder. So durfte ich, wie damals unüblich für tibetische Mädchen, die Schule besuchen, und zwar die chinesische. Diese gefiel mir besser als die tibetische. Während in der tibetischen nur Wissen eingetrichtert wurde, durften die Kinder in der chinesischen Schule auch spielen und tanzen. Zudem lehrte man uns patriotische Lieder, in denen China gepriesen wurde. Aber das störte uns wenig. Mir gefielen auch die Uniformen mit dem roten Tuch um den Hals. Das sah sehr schön aus. Für mich gab es keinen Grund, die Chinesen zu verurteilen oder nicht zu mögen. Sie waren sehr freundlich und verteilten Bonbons.

Das änderte sich, als die Besetzer an meine Familie herantreten und den Wunsch äusserten, mich nach China zu schicken. Ihr Plan war es, von jeder wohlhabenden Familie ein bis zwei Kinder im eigenen Land auszubilden. Da meine Mutter diesem Ansinnen keinesfalls nachgeben wollte, suchte sie einen Weg, um mich dem Zugriff der Chinesen zu entziehen. Sie entschied sich, mich in eine Schule nach Indien zu schicken, an die englische «St. Joseph's Convent School» in Kalimpong.

Ich verliess Tibet 1956, in Begleitung meiner Mutter, meines Kindermädchens und meines ältesten Bruders, der damals bereits als Kaufmann zwischen den beiden Ländern hin und her reiste. Offiziell waren wir als Pilger unterwegs; so gab es keine Fragen. Mutter und Bruder blieben nach der Ankunft in Kalimpong noch einige Zeit bei mir, dann aber kehrten beide nach Tibet zurück. Da ich erst zehn Jahre alt war, fiel mir der Abschied schwer. Ich fühlte mich alleine und verstand auch nicht, weshalb ich mein Land unbedingt verlassen musste.

Doch heute erkenne ich, über welchen Weitblick meine Mutter verfügte. Sie hatte die Gefahr am Horizont erkannt und gespürt, was auf Tibet zukommen würde.

Kalimpong war für mich eine andere Welt. Ich lebte plötzlich in einer eigenen Wohnung, zusammen mit meinem Kindermädchen, das für mich putzte und kochte. Ich sah zum ersten Mal einen europäischen Menschen – helle Haut, gross, blond, es war eine Ordensschwester –, und überhaupt war das Leben ganz anders. Ich verstand die Sprache der Strasse nicht, und in der Schule tönte es nochmals anders; hier wurde englisch unterrichtet. Aber wie alle jungen Menschen lernte ich schnell, und so hatte ich mich bald gut eingelebt. Die meisten Kinder kamen aus Tibet und Indien, einige aber aus Thailand oder sogar von Europa. Es waren nur Mädchen, und sie hatten entweder einen aristokratischen Hintergrund, oder sie stammten aus wohlhabenden Kaufmannsfamilien.

Ich war drei Jahre in Kalimpong, als ich eines Tages von der Schule nach Hause kam und das Kindermädchen in Tränen aufgelöst fand. In Tibet sei Krieg ausgebrochen, sagte sie. Schon gebe es Flüchtlinge in der Stadt, und sie hätten ihr von einem Aufstand in Lhasa, von Angriffen der Chinesen und vielen toten Menschen erzählt. Doch mehr wisse sie nicht. Nach dieser schrecklichen Nachricht versuchte ich mit meiner Familie Kontakt aufzunehmen, doch die Verbindung nach Tibet war bereits abgebrochen. Zur Verzweiflung und Ungewissheit kam hinzu, dass mir bald das nötige Geld fehlte, um meinen Lebensunterhalt zu bestreiten.

Damit war klar, dass ich meine Ausbildung nicht würde beenden können, und ebenfalls klar war, dass es für mich vorläufig kein Zurück nach Tibet gab. Für wie lange? Niemand

wusste es. Plötzlich waren Heimat und Familie weit weg, und ich hatte keine Ahnung, wie mein Leben weitergehen sollte. Einzige Hoffnung blieb, unter dem immer grösser werdenden Flüchtlingsstrom vielleicht schon bald auch meine Familie zu entdecken. Ich hoffte so sehr, meine Mutter und die Geschwister würden ihren Weg hierher finden. Dann wären auch sie in Sicherheit, dann wären wir wieder eine Familie. Aber sie kamen nicht. Weil sie alle gefangen genommen worden waren.

Ich verliess Kalimpong 1961. Die tibetische Vertretung in der Stadt hatte einen Aufruf erlassen, dass sich alle Jugendlichen mit Fremdsprachenkenntnissen nach Dharamsala begeben sollten. Hier würden sie für Übersetzungen gebraucht. So reiste ich an den Exilsitz Seiner Heiligkeit, wo ich ins «Tibetan Childrens Village» kam. Geleitet wurde das Kinderdorf damals von der älteren der beiden Schwestern Seiner Heiligkeit, Tsering Dolma-La. Sie war wie eine Mutter zu mir, und so fühlte ich mich endlich wieder etwas aufgehoben. Ich unterrichtete die anderen Flüchtlingskinder in Englisch, zudem half ich Tsering Dolma-La im Büro und unterstützte sie beim Übersetzen. Im Kinderdorf fühlte ich mich wohl und gut aufgehoben, sassen wir doch alle im selben Boot, was ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit gab. Doch war der Hintergrund sehr traurig, und der elende Zustand vieler Kinder beschäftigte mich. Ich erfuhr, wie schrecklich Menschen mit Menschen umgehen können. Ich war ein Teenager mit einem viel zu ernsten Gesicht, und die Zeit in Dharamsala machte mich schon früh sehr reif.

Dann rief mich Tsering Dolma-La eines Tages zu sich und sagte, es sei nun an der Zeit, dass ich an meine eigene Ausbildung und Zukunft denken solle. Sie sehe für mich eine Mög-

lichkeit, in die Schweiz zu reisen und dort weiter zur Schule zu gehen. In die Schweiz? Das sagte mir gar nichts, aber ich spürte, dass sich hier für mich eine grossartige Chance auftat. So entschied ich mich, das Angebot anzunehmen, und schnell hatte ich mir auch einen Plan zurecht gelegt. Ich wollte für einige Jahre in dieses Land reisen, dann aber nach Dharamsala zurückzukehren, um erneut im Kinderdorf zu arbeiten.

Ich verliess Indien 1964 zusammen mit zwanzig anderen Mädchen. Das jüngste war drei Jahre alt; ich mit meinen achtzehn war wie die Mutter. Es gibt eine Aufnahme von dieser Reise. Sie zeigt uns Kinder in der Flugzeugkabine, zusammen mit dem eher streng blickenden Piloten und einer freundlich lächelnden Stewardess. Wir landeten am frühen Morgen des 16. März in Kloten, überall lag Schnee. Ich fragte mich: Ist das hier immer so? Auf der anderen Seite der Grenzkontrolle warteten die Pflegefamilien, und die Mädchen wurden von ihren neuen Eltern in Empfang genommen. Noch nie fühlte ich mich soweit weg von Tibet wie in diesem Moment. Zum Glück hatten meine Pflegeeltern sich zur Aufnahme eines zweiten tibetischen Mädchens bereit erklärt. Sie hiess Tseten. So war ich nicht ganz auf mich allein gestellt.

Mit dem Auto fuhren wir von Kloten nach Littenheid. Mit dabei war auch der Sohn der Pflegeeltern, der vom Alter her zwischen mir und dem anderen tibetischen Mädchen lag. Wir schauten uns neugierig an; er hatte plötzlich zwei Schwestern, und ich hatte einen neuen Bruder. Unterwegs war ich dann vor allem damit beschäftigt, die Umgebung zu studieren. Ich schaute zum Fenster hinaus und dachte: «Dieser Schnee! Diese Dunkelheit!» Viel anderes konnte ich nicht wahrnehmen. Dabei hatte ich in Indien noch geträumt, wie es in der





Schweiz aussehen würde: Ich hatte Riegelhäuser mit blühenden Geranien und einer Strasse gesehen, die durch einen sommerlichen Wald führt. Nun konnte davon kein Rede sein. Tseten war noch mehr verwirrt. Sie fragte mich: «Sind wir jetzt in der Schweiz, oder geht die Reise noch weiter?» Erst später sollte ich herausfinden, dass ich von einer Strasse geträumt habe, die es gibt: Sie führt von Rikon hinauf zum Kloster.

Dann kamen wir in Littenheid an. Im Haus der Pflegeeltern erhielt ich nicht nur ein eigenes Zimmer, sondern auch eine Toilette und ein Bad für mich allein. Welcher Unterschied zur Bescheidenheit in Dharamsala! Ich staunte und war überwältigt. Zuerst mussten wir in die Badewanne, dann erhielten wir unsere erste Apfelwähe. So etwas kannte ich nicht, und ich konnte kaum davon essen. Ich versuchte es wirklich, aber es ging nicht. Entsprechend froh war ich, als auch noch Brot und Wurst auf den Tisch kamen. Inzwischen schätze ich aber wenig mehr als eine gute Apfelwähe!

Dass mein neues Zuhause im Vergleich zu anderen Häusern in der Schweiz luxuriös war, konnte ich anfänglich nicht beurteilen. Ich hatte ja keinen Vergleich, und zu Beginn bedeutete mir das auch nichts. Erst mit der Zeit lernte ich schätzen, was mir die Schwyns – so hiessen meine Pflegeeltern – alles bieten konnten. Ich realisierte, dass ich quasi Glück im Unglück hatte, wie man sagt. Zwar war ich ein Flüchtlingskind, wie viele andere Menschen aus Tibet auch, aber ich war beinahe ein wenig im Paradies gelandet. Das Haus war ganz neu. Die Schwyns hatten es extra bauen lassen, nachdem sie sich entschieden hatten, Tseten und mich aufzunehmen.

Bald nach der Ankunft begann ich Deutsch zu lernen, und bereits nach einem halben Jahr wurde ich in die 2. Sekundar-

klasse eingeschult. Da sass ich nun, als einzige Exotin und gleichzeitig als älteste der Klasse. Am schwierigsten waren für mich die Aufsätze; am besten erging es mir in den Französischlektionen. Diese Sprache war für alle neu, so waren hier alle gleich. Als der Lehrer mich deshalb lobend erwähnte und sagte, ich sei besser als die anderen, war ich natürlich stolz.

Wenn meine Pflegemutter mit Tseten und mir in die Stadt ging, das heisst nach Wil, dann schauten uns die Leute in der Strasse an, oder sie drückten uns eine Schokolade in die Hand. Wir sahen ja so anders aus. Als es mir eines Tages zuviel wurde, fragte ich meine Pflegemutter: «Was kann ich tun, dass sie mich nicht anstarren?» Sie sagte ohne zu zögern: «Starr einfach zurück!» Das half nicht nur. Es zeigte mir einmal mehr, welch grossartige Menschen die Schwyngs sind und welch wunderbares Verständnis sie für Menschen aus anderen Kulturen haben. Man darf nicht vergessen: Das war Mitte der Sechzigerjahre, und es gab in der Schweiz noch kaum Menschen mit dunkler Haut. Bald begann ich meine Pflegeeltern deshalb «Amala» und «Pala» zu nennen, «Mutter» und «Vater». So nenne ich sie heute noch. Das sind nicht nur Worte, so empfinde ich auch.

Überhaupt, das Familienleben in Littenheid war einzigartig. Die Schwyngs behandelten mich nicht wie ein Kind, sondern als erwachsenen Menschen. Für Tseten war ich grosse Schwester und Vorbild, und auch mit Hans, meinem Schweizer Bruder, hatte ich ein ausgezeichnetes Verhältnis. Er war nie eifersüchtig; er akzeptierte uns zwei Mädchen sofort.

Bald begann ich meine Zukunft zu planen. Zuerst wünschte ich mir, Dolmetscherin zu werden. Doch dann realisierte ich, dass ich dafür ein Studium brauchte. Das hiess noch länger zur Schule zu gehen, mit einer Matur abzuschliessen und an-

schliessend nochmals für Jahre eine Universität zu besuchen. Deshalb gab ich diese Idee wieder auf und nahm mir vor, nach der 3. Sekundarklasse eine Ausbildung zur Pflegefachfrau zu beginnen, und zwar vor der Haustüre, in der Psychiatrischen Klinik Littenheid. Danach wollte ich zurück nach Dharamsala, um mein Wissen hilfreich einzubringen.

Doch während dieser Ausbildung änderten sich meine Pläne. Bei einem Besuch in einem Tibeterheim im Zürcher Oberland traf ich einen jungen Mann, den ich sympathisch fand und der mir gefiel. Das war 1966, ich war gerade zwanzig Jahre alt und hatte bis anhin kaum über dieses Thema nachgedacht. Zwar gab es schon früher einen jungen Mann, der mir Liebesbriefe schrieb und mich von der Schule nach Hause begleitete, das heisst, bis fast nach Hause. Aber das hatte sich nicht weiter entwickelt, und ich hatte mir auch noch nie überlegt, ob ich einen Schweizer Mann oder einen Tibeter heiraten möchte. Das schien mir nicht wichtig. Wichtig war mir, dass es der richtige ist. Nun war aber plötzlich alles klar. Tempal Gyaltzen Shitsetang entpuppte sich als der Mann meines Lebens. Nachdem wir uns besser kennen gelernt hatten, kam der Tag, als ich meinen Pflegeeltern eröffnete, dass ich einen Freund habe, und 1970 sagte ich ihnen, dass ich zu heiraten gedenke. Heute, bald vierzig Jahre später, sind wir noch immer ein Paar.

Mit diesem Ja zur Liebe wurde mir klar, dass ich in der Schweiz bleiben würde. Das fiel mir nicht leicht, aber mein Mann und ich fällten gemeinsam den Entscheid, unsere Zukunft hier aufzubauen. So begann ich in der Klinik zu arbeiten, und wir bezogen eine Personalwohnung.

Von meiner Familie hörte ich zum ersten Mal im Jahr 1979 wieder. All die Jahre war ich in steter Sorge gewesen; nie hatte

ich etwas gehört, immer nur diese schreckliche Ungewissheit. Nun war es Sommer, und ich fuhr nach Rikon, um Seine Heiligkeit zu sehen, der hier auf Besuch weilte. Da sprach mich einer seiner Gefolgsleute an und übergab mir einen Brief. Ich war wie geschockt und spürte den Boden unter den Füßen wegtauchen. Das Schreiben konnte nur von meiner Familie sein! Ich riss den Umschlag auf und überflog die Zeilen. Geschrieben hatte mein Bruder, endlich Neuigkeiten von Zuhause! Dreiundzwanzig Jahre nachdem ich Tibet verlassen hatte! Erleichtert stellte ich fest, dass alle am Leben waren. An diesem Tag konnte ich so beruhigt einschlafen wie schon lange nicht mehr.

Ich beschloss, meinen Bruder zu treffen und flog sobald als möglich nach Kathmandu. Im Flugzeug sitzend sah ich vor meinem geistigen Auge den jungen Mann, den ich drei Jahre vor dem Aufstand in Lhasa zum letzten Mal gesehen hatte. Natürlich war mir bewusst, dass er nun älter war, wie ich auch, und so versuchte ich ihn mir auch vorzustellen: reifer, aber immer noch genauso stolz wie einst. Aber als er dann nach der Grenzkontrolle auf mich zu kam, da gab es mir einen Stich ins Herz. Mein Bruder! Er war nicht nur gebrechlich, sondern auch gebrochen.

Was er mir in der Folge erzählte, ist so unvorstellbar, dass ich es kaum in Worte fassen kann.

Nach dem Aufstand im Jahr 1959 war er sofort verhaftet und ins Gefängnis gesteckt worden – aus dem einzigen Grund, weil er aus einem reichen Haus stammte. Anschliessend wurde er zum Tode verurteilt. Aber nicht nur einmal, sondern ein zweites Mal, und schliesslich noch ein drittes Mal. Doch das Urteil wurde nicht vollzogen, dafür musste er sieben Jahre in

Einzelhaft verbringen. Erst mit der Machtübernahme durch Deng Xiao Ping kam es zu einer Revision der Urteile, und mein Bruder begann zu hoffen. Dann kam er eines Tages tatsächlich frei. Allerdings musste er eine Bedingung eingehen: Man wisse, dass zwei seiner Geschwister im Ausland seien, ein Bruder in Indien und eine Schwester in der Schweiz. Er müsse versprechen, diese beiden nach Tibet zurückzuholen. «Ja», sagte mein Bruder, «ich habe verstanden, was ihr mir erklärt habt. Das Leben in Tibet ist jetzt viel besser als früher, dank China. Und dank China hat unser Land eine goldene Zukunft vor sich. Ich werde ihnen sagen, dass sie zurückkommen sollen.» Mein Bruder verliess das Gefängnis – und das Land.

Tagelang sassen wir einander gegenüber, und es brach nur so aus ihm heraus. Manchmal lachten wir, meistens weinten wir. Zum ersten Mal konnte er erzählen. Zwanzig Jahre seines Lebens hatte er verloren. Seine Gesundheit hatte er verloren. Wofür? Was hatte er getan?

Doch noch immer hatte ich meine Mutter nicht gesehen. Ich sehnte mich so sehr nach ihr, und ich wollte sie aus ihrer misslichen Lage befreien. Denn inzwischen hatte mir mein Bruder erzählt, was man ihr angetan hatte. Im Verlaufe der Kulturrevolution war sie immer wieder gedemütigt und schikaniert worden. So zwangen die Chinesen die Angestellten meiner Mutter dazu, sich auf ihren Rücken zu setzen und auf ihr zu reiten. Auf diese Weise sollte ihr klar gemacht werden, dass es keine Klassengesellschaft mehr gibt und die einstigen Untergebenen nun die Oberhand haben. Von Kathmandu aus sandte ich deshalb ein Gesuch an die chinesischen Behörden, damit sie meiner Mutter ein Visum für einen Besuch in Indien ausstellen. Nein, lautete der erste Bescheid, meine Mutter habe

Herzprobleme und könne nicht reisen, was aber nicht stimmte. Ich reklamierte, und nach einigem Hin und Her erhielt sie schliesslich das Visum.

Im April 1980 kam der Tag, an dem mein Bruder und ich mit einem Taxi an die tibetisch-nepalesische Grenze fuhren, um unsere Mutter abzuholen. Beim Aussteigen sah ich eine alte Frau, beachtete sie jedoch nicht weiter. Das Gesicht sagte mir nichts. Erst als ich meinen Bruder reagieren sah, da realisierte ich: Das war meine Mutter! Ich hatte sie nicht erkannt, so sehr hatte sie sich verändert. Sie war wie gelähmt und konnte kaum sprechen, einerseits vor Freude, andererseits aus einer tiefen Angst, die in der vergangenen Zeit zu ihrem ständigen Begleiter geworden war. Als wir uns hinsetzten und ich sie nach der Situation zuhause fragte, da schaute sie sich immer wieder um und fragte leise: «Darf ich das sagen?» Sie hatte Angst vor Spitzeln. Und als wir dann im Hause meines Bruders angekommen waren, da merkte ich, dass sie sich auch angewöhnt hatte, stumm zu beten. Sie traute sich nicht mehr, *Mantras* laut zu sagen.

Meine Mutter ist nicht nach Tibet zurückgekehrt. Sie ist 1989 in Ruhe und Frieden in Indien gestorben.

Bis ich schliesslich auch meine drei Schwestern sehen würde, sollten noch einmal drei Jahre vergehen. Ich traf sie 1992 auf meiner ersten Reise nach Tibet. Es war ein erschreckendes Wiedersehen. Eine hatten die chinesischen Polizisten so lange gefoltert, dass sie heute stark gehbehindert ist; die zweite erhielt Hiebe auf den Kopf, bis sie taub wurde. Nur die dritte hat die Besetzung einigermassen unbeschadet überstanden.

Tibet ist mir seither fremd. In Lhasa kann ich mich kaum orientieren. Plötzlich gibt es hier eine Flut chinesischer Ge-

sichter, plötzlich diese unzähligen Autos, und die Häuser sind in den Himmel gewachsen. Deshalb bezeichne ich heute die Schweiz als meine Heimat, oder zumindest als meine zweite Heimat. In mir steckt inzwischen viel einer typischen Schweizerin. Ich denke nicht mehr wie eine Frau aus Tibet, ich bin offener und direkter geworden. Ich sage meine Meinung, ich nehme meine Rechte wahr. Ich habe auch schon eine 1.-August-Rede in unserer Gemeinde gehalten. Das heisst, mein Herz ist in zwei Ländern zuhause. So betrachtet, ist das übrigens ein Gewinn. Ich kenne nicht nur eine Kultur, ich kenne zwei. Ich kenne nicht nur eine Lebensart, sondern zwei. Das versuche ich auch unseren Kindern Jigme Norbu, Norzin Dolkar und Pema Dolkar weiterzugeben. Alle drei sind natürlich zweisprachig – wobei sie besser Schweizerdeutsch als Tibetisch sprechen.

Trotzdem engagieren sich mein Mann und ich weiterhin und mit aller Kraft für die Sache Tibets. Ich sehe es nicht nur als meine Verantwortung, sondern auch als Pflicht an, mich für mein Land einzusetzen, und zwar unermüdlich.

Das habe ich auch unseren Kindern weiterzugeben versucht. Wenn ich heute sehe, wie sie sich für Tibet einsetzen, dann bin ich dankbar und stolz und denke, dass unsere Erziehung etwas genützt hat.